

„DIE TOTEN AUGEN von Luxemburg“

Kennen Sie die Novelle „Der blinde Geronimo und sein Bruder“ von Arthur Schnitzler? Es ist eine wunderbare Novelle. Und trotzdem behandelt sie bloß das Schicksal eines blinden Bettlers — wie oft sind wir nicht schon an zerlumpten blinden Bettlern vorbeigegangen, achtlos, andern Sinnes — dem als Kind ein Bruder das Augenlicht zerstörte. Den Bruder traf es an diesem traurigen Sommertag vielleicht härter und er beschloß, Geronimo sein Leben zu widmen. Er ging mit ihm aufs Bettel- und Wanderleben, sorgte sich um ihn, ertrug seine Launen und litt, wenn der betrunkene Blinde sang und sich dazu auf der Gitarre begleitete. Eines Tages warf dann ein Reisender einen Lire in den dargehaltenen Hut und flüsterte Geronimo zu, er möge aufpassen, daß ihn sein Bruder nicht betrüge, denn er habe ihm soeben ein Goldstück als Almosen gegeben. Es war die gemeinste Lüge der Welt. Mißtrauen und Haß wuchsen in Geronimo gegen den Bruder, und die Verzweiflung übermannte diesen. Was alles auf der Welt auch kommen mochte, nichts durfte ihn von Geronimo trennen! In der Nacht stahl er dann in einer Herberge ein Goldstück und gab es zitternd Geronimo: das sei das Almosen, von dem jener Reisende gesprochen. Geronimo lächelte und war scheinbar beruhigt. Aber er erkannte erst die Wahrheit, als sie beide ins Gefängnis kamen. Da weinte er und umarmte seinen Bruder, denn nun ersah er die ganze Größe dieses edlen Herzens...

Beim Besuche der Blindenanstalt mußte ich unwillkürlich an dieses Schicksal denken. Wieviel glücklicher und angenehmer mußten sich die Blinden hier fühlen, unter Schicksalsgefährten und unter der wohlwollenden Obhut und Fürsorge gütiger Schwestern, als draußen in einer Welt von Sehenden, deren Verständnislosigkeit und — manchmal ungewollte — Rücksichtslosigkeit ihr Los erhärteten. Hier herrschte — und mein Kollege M. W. hat es in seinen Artikeln meisterhaft geschildert — eine wohlthuende Atmosphäre der Geborgenheit, hier bot sich der segensreiche und erlösende Einfluß geregelter Arbeit und weitestgehender Bildung. Hier eilten, plauderten und arbeiteten sie untereinander, geschützt gegen das ungewisse und fragwürdige Draußen, vereint und versöhnt durch ein gemeinsames Schicksal. Das war ihre äußere Welt. Sie sahen sie nicht, ahnten und fühlten sie nur; für die Blindgeborenen waren es lediglich Begriffe — und die Spätererblindeten haben die realen Gegebenheiten mit den Jahren vergessen.

*

Die äußere Welt dieser Blinden?

Zwei hohe Tannen stehen im Hofe der Blindenanstalt von Berburg und der eisige Dezemberwind rauscht in ihnen. Wir haben die leichte Anhöhe erstiegen und die Klingel gezogen. Drinnen brennt be-

reits stellenweise Licht, denn der bleigraue Winterhimmel trägt auch wenig Licht in dieses ausgesprochene Reich der Dunkelheit. Klaviertöne klingen heraus; es ist ein liturgisches Stück, das ein Blinder einübt. Hell klingt die Stimme eines blinden Kindes herüber, das im Ergeschoß singt, ungetrüb, nicht bewußt des großen Unterschiedes, der es von den andern Kindern der Welt trennt. Dann hat uns die Wärme des Riesenbaues aufgenommen und wir wandern stundenlang umher, betrachten, fragen.



Louis Braille

war ein blinder französischer Blindenlehrer (gest. 1852) der die heute gebräuchliche Blindenschrift erfand. Er erblindete mit drei Jahren, trat 1816 als Zögling in die Pariser Blindenanstalt ein und wurde dort 1828 Lehrer. 1829 bereits trat er mit seiner Blindenschrift — der Brailleschrift — hervor.

„Sie sind wie große Kinder, unsere Schützlinge,“ sagt die Schwester.

Es ist Samstagnachmittag und der Arbeitssaal fast leer. Bloß vier Männer weilen an ihren Arbeitsplätzen und es ist in diesem hellen und luftigen Raum stiller als sonst. Erstaunlich sind Schnelligkeit und Sicherheit, mit denen sie arbeiten: zwei flechten Körbe, ein dritter den Sitz eines Kirchenstuhles; der vierte „bindet“ mit großer Virtuosität Bürsten. Er hebt den Kopf, blickt mit blassen, ausdruckslosen Augen auf unsere Gruppe.

„Sind Sie es, Schwester?“ Er ist nicht mißtrauisch, aber es kann keinen Zweifel geben, daß er unsere Anwesenheit „empfunden“ hat: das ist sein sechster Sinn.

„Jawohl,“ antwortet die Schwester nun freundlich. Er erinnert sie nun mit leisem Kichern an seine „Karte“: Grüße, die für seinen in fernem Land weilenden Bruder bestimmt sind, und begibt sich ins Nebenzimmer, um sie zu holen. Mir fällt seine Schrittlart auf: er „geht“ ganz anders als andere Blinde, die inzwischen ein- und ausgegangen sind.

„Allerdings gibt es einen Unterschied,“ klärt mich die Schwester auf, „der Blindgeborene bewegt sich in seinem Milieu ohne Zögern und erweckt in vielem durchwegs den Eindruck eines normalen, selbständigen Menschen. Bloß außerhalb seines Milieus läßt er sich führen und verläßt sich auf einen zweiten, während der Späterblindete sich niemals einwöhnen kann und immer ein unsicherer Mensch bleibt.“

Dieser hier ist ein Späterblindeter. Das heißt, er war noch fast ein Kind, ähnlich Geronimo, als er in der elterlichen Küche mit Schulkameraden allerlei Kurzweil trieb. Eine Granathülse, die als Vase dienen sollte, erregte die kindliche Neugier. Man hantierte daran herum — und plötzlich explodierte die Zündkapsel. Die andern kamen mit verbrannten Fingern und Beulen davon, ihn hat es das Augenlicht gekostet. So kam er früh nach Berburg, erlernte die Blindenschrift, lernte auch arbeiten. Er bestand spätere Intelligenzproben und trug immer ein heiteres Gemüt zur Schau. Wie so mancher Späterblindete gebraucht er des öfters den Ausdruck:

„Das hab' ich noch gesehen.“

Man wollte ihn eines Tages im Heimatdorf verheiraten, aber er hatte den Kopf geschüttelt.

„Die würde mich doch nur des Geldes wegen nehmen,“ sagte er, seines fetten Sparkassenbuches gedenkend, „und da bin ich schließlich hier besser aufgehoben. Hier ärgert mich doch wenigstens niemand.“

Wir sind weitergeschritten, und inzwischen ist die Dunkelheit eingetreten. Von rechts klingt lebhaftes Stimmengewirr herüber und die Schwester öffnet die Tür. Tiefste Dunkelheit. Es ist ein Toilettenraum; drei, vier Blinde stehen umher und — rasieren sich. Man ist etwas frappt durch das Eigentümliche der Situation, sieht indessen ein, daß sie ja kein Licht nötig haben. Die Finger gleiten prüfend über das Gesicht, und wo eine Stelle der Probe nicht standhält, hilft die Rasierklinge nach.

„Schwester — bringen Sie uns bitte einen Spiegel.“

Allgemeine Heiterkeit. Man atmet auf. In wenigen Minuten werden sie im Gemeinschaftszimmer sitzen, rauchen, plaudern, und Radio hören. Sie alle hier sind meistens Späterblindete, die das Schicksal durch Unfall oder Krankheit traf, und sie ziehen bei jeder Gelegenheit diese spärliche, äußere Welt ihrer zweiten, der Vorstellungswelt, vor...